



This pdf document provided by SOULL can be cited as:

Christensen, Ralph: "Die Sinntotalität verschwindet im Hypertext" In: SOULL – Sources of Language and Law, <https://legal-linguistics.net> (Last update: 8.7.2020)

All rights reserved.

2. Die Sinntotalität verschwindet im Hypertext

Das Scheitern der Metaphysik des Buches wird evident, wenn durch das Internet die implizite Buchstruktur des Hypertextes sichtbar wird. Es vollzieht sich damit der Ausbruch aus ihrer Gefangenschaft durch das Format des gebundenen Papiers in eine dispergente Oberfläche, die sich in allen Richtungen dem huschenden Blick zu einem, das lineare Lesen unterminierenden Erfassen öffnet. Im Grunde hatten Kommentare, Glossare, Verweise und Editierungen ja immer schon die Ideologie eines nachzuvollziehenden Sinnganzen perforiert und unterlaufen. „Die Gutenberg-Galaxis hat sich im Medium Buch die Form ihrer Einheit gegeben. Der Kanon des Gotteswortes und das Buch des Menschen sind die auf einander verweisenden Modelle von Tradition. Den Tod Gottes und das Verschwinden des Menschen konnte das Buch nicht überleben — es hat sich wieder in ein textum aufgelöst.“¹ Mit dem elektronischen Zeitalter, den neuen Medien und damit mit dem Wechsel des relevanten Erscheinungsträgers vom Papier zum Bildschirm, durch dessen Versorgung und Steuerung von Impulsen des Sichtbaren durch den allem Sinn gegenüber gleichgültigen binären Code, durch dessen Antistruktur der gegenüber aller Formierung gleich offenen Pixel hat auch das Alphabetische und Ikonische als Leitmedium ausgedient. Text ist alles, was aufleuchtet und im nächsten Frequenzmoments des Bildaufbaus schon wieder verflimmert ist zu neuerlicher Anzeige. Damit gerät Text auch ganz handfest in eine dauernde Bewegung.

Das bedeutet dies nun allerdings nicht, dass damit auch Schreiben und Lesen aufgehört hätten. Ganz im Gegenteil. Es wird mehr geschrieben, gedruckt, verteilt und gelesen denn je. Im übrigen auch ein Effekt des Computers, der die entsprechenden Produktions- und Distributionsketten in einer Weise privatisiert und verbilligt, dass die herkömmlichen Instanzen und Agenturen des Buches nur unter eskalierten Anstrengungen mithalten können. Was sich dramatisch wandelt, ist der Akt des Schreibens und Lesens selbst von einem privilegierten Verfassen und Anordnen zu einem beständig in sich oszillierenden Informationsdesign. „Die neuen Texte befreien sich vom Korsett der Buchform und der Autorität des Autors; sie verzweigen und vernetzen sich unbegrenzt, um endlich zu werden, was

¹Bolz, Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse, München 1993, S. 192.

das lateinische Wort ‚textum‘ meint: ein Gewebe. Diese sogenannten Hypertexte brauchen keinen Autor, sondern einen Software-Designer. Und im Fluss der Daten wird das Genie überflüssig. Auch wer das für übertrieben hält, kann doch nicht leugnen, dass Bücher von Bildschirmen verdrängt werden. Niemand kann mehr übersehen, dass immer häufiger ein elektronisches Interface an die Stelle des ‚face to face« tritt. Schnittflächen ersetzen das »Von Angesicht zu Angesicht«:² Dies hat im übrigen bereits der Verkünder der Nach-Gutenberg-Ära, Marshall McLuhan so gesehen: „Die alte Gewohnheit in Schriftkulturen, entlang der gedruckten Zeilen zu rasen, hat plötzlich dem gründlichen Lesen Platz gemacht. Gründliches, in die Tiefe gehendes Lesen ist natürlich dem gedruckten Wort nicht arteilgen. Sondieren der Wörter und der Sprache ist eher eine Angelegenheit der oralen oder handschriftlichen Kulturen als des Buchdrucks.“³

Dabei macht gerade die Kontinuität des Schreiben und Lesens und gleichzeitigem Wandel der medialen Präsentation, die den Text als Performanz hervorkehrt darauf aufmerksam, dass die Verhältnisse die Hypertext für das wache Auge so neu wiederum nicht sind. Juristen war von jeher in besonderer Weise die Lektüre als eine kompilierend produktive Arbeit abgefordert und ist nach wie vor für sie alltägliches Brot. Sie es mit Text zu tun. Text ist Mittel, Medium und Metier der Rechtsarbeit. „Recht als Text“⁴ also, Rechtstext, Texte des Rechts. Der Wechsel vom Singular in den Plural hat es in sich. Schon die rechtliche Würdigung eines so unspektakulären Delikts wie dem einfachen Diebstahl⁵ stürzt den Juristen in ein Meer von Text „soweit das Auge reicht“.⁶ Und wenn ein so alltäglicher Vorgang, wie der Gebrauchtwagenkauf durch die ihm allerdings geradezu einschlägig innewohnende Tücke die Partner als Gegner vor die Schranken des Gerichts bringt⁷, so ergießt unversehens eine ganze Flut von Texten über den Juristen. Die scheint ihm kaum Hoffnung zu lassen, sich je wieder zur Singularität jener Entscheidung von Recht finden zu können, die ihm von Berufs, Standes und Amts wegen abgefordert wird. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Sisyphusarbeit an deren Text immer wieder aufnehmen, durch die er seinerseits doch nur wieder den Kollegen dessen neuerliche Pluralisierung bereitet. „Er überfliegt und blättert durch, liest quer oder diagonal oder cursorisch, er folgt Querverweisen, verknüpft thematisch oder argumentativ verbundene Passagen über weite Einschübe hinweg,

² Bolz, Das kontrollierte Chaos. Vom Humanismus zur Medienwirklichkeit, Düsseldorf etc., 1994, S. 239.

³ McLuhan, Die magischen Kanäle, Düsseldorf 1992.

⁴ Dazu ausführlich aus linguistischer Sicht *Dietrich Busse*, Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution, Tübingen 1992, hier v.a. S. 259 ff. zum „Recht als textgebundene Praxis“. Aus rechtslinguistischer Sicht *Friedrich Müller / Ralph Christensen / Michael Sokolowski*, Rechtstext und Textarbeit, Berlin 1997, vor allem Teil III, S. 99 ff. Juristisch methodisch dazu *Friedrich Müller*, Juristische Methodik, 7. Aufl., Berlin 1997, Rnn. 219 ff., 505 ff.

⁵ Siehe die eingehend beispielhafte Analyse von *Dietrich Busse*, Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution, Tübingen 1992, S. 119 ff.

⁶ So allgemein der Spruch von *Roland Barthes*, s/z, New York 1974, S. 11.

⁷ Siehe wiederum die Analyse von *Dietrich Busse*, Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution, Tübingen 1992, S. 191 ff.

er lässt sich von Autor-Instruktionen vor- und zurückverweisen, nimmt nebenbei Fußnoten oder Anmerkungen. Marginalien oder Kommentare zur Kenntnis, verschafft sich einen Überblick durch Inhaltsverzeichnisse oder Stichwortregister, folgt den Lemmata in Enzyklopädien und Wörterbüchern in eigener Regie.“⁸

Dies kehrt den Grundzug der Intertextualität hervor⁹, der dann im Hypertext zu dessen unverstellten Grundzug wird. Kein Text kommt aus dem Nichts. Kein Text steht für sich allein. Und letztlich dürfte kaum ein Text je wieder völlig verschwinden. Zusammen und gegenseitig am Leben gehalten werden sie durch ein vielschichtiges Geflecht von Anspielungen, Verweisen, Bezügen und Traditionen. Kurzum, im "Raum eines Textes überlagern sich mehrere Aussagen, die aus anderen Texten stammen und interferieren".¹⁰ Dies mag zwar an literarischen Texten besonders auffällig sein, da diese in der Regel auch ihr ganz bewusstes Spiel damit treiben. Beschränkt darauf ist Intertextualität indes nicht. Juristische Texte etwa zeichnet sie von Beginn an geradezu fundamental bleibend aus. "Die Ränder von Manuskripten und frühen Gedruckten (...) juristischen (...) Texten wimmeln von Glossen, die wie die Anmerkung des Historikers, den Leser instandsetzen, sich vom polierten Argument zu denjenigen Texten zurückzuarbeiten, aus denen es entwickelt wurde und worauf es beruht."¹¹ Von jeher haben so synoptische Zusammenstellungen Textbasen für die Rechtsarbeit angehäuft. In Kommentaren werden nach wie vor über die Texteme juristischen Normierens und Entscheidens Fäden von Verweisen gespannt. Präjudizien, Berufungen und auch Widerlegungen nehmen in jeder juristischen Verlautbarung eine Vielzahl anderer in sich auf und empfehlen sich selbst wieder weiter zum Bezug für eine Fortschreibung des Texts von Recht. Die Juristen zeigen in der Umtriebigkeit ihrer Arbeit an Text lediglich überdeutlich, was eigentlich jederlei Text ausmacht. „Jeder Text schreibt sich ein in ein intertextuelles Ensemble künstlerischer / kultureller / formaler / kanonischer / biographischer Konstellationen. Jedes Wort produziert Bedeutungen erst im Kontext der umgebenden sprachlichen Einheiten - alles Geschriebene ist 'Zitat': Entwendung gelesener Schriften.“¹² All diese Verschwisterungen und Verschwägerungen mit anderen trägt der Text nicht etwa bei sich. Sie muss ihm, wie auch Juristen sehr wohl wissen, immer mehr oder weniger mühsam angelesen werden. Wie denn überhaupt selbst der herkömmlichste Text sich nicht von sich aus in seiner Bedeutung preisgibt, sondern immer nur ein Angebot für den Leser darstellt, ihn

⁸Ernest W. B. Hess-Lüttich, Text, Intertext, Hypertext. Zur Texttheorie der Hypertextualität, in: Jürgen Söring / Reto Sorg (Hg.), *Androiden. Zur Poetologie der Automaten*. 6. Internationales Neuenburger Kolloquium 1994, Frankfurt/M. etc. 1997, S. 53 ff, 61 f. (Auch in: Josef Klein / Ulla Fix (Hg.), *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen 1997, S.125 ff.

⁹Zum Überblick W. Heinemann, Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, in: J. Klein/ U. Fix (Hrsg.), *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*, Tübingen 1997, S 21 ff.

¹⁰Julia Kristeva, *Probleme der Textstruktur*, Köln 1972, S. 245.

¹¹Anthony Grafton, *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*, Berlin 1995, S. 41 f.

¹²Heiko Idensen, *Inter(-Text, -Aktion, -Net.) Kollaborative Text- und Theorieproduktion in digitalen Diskursen ... aber: wo bleibt und was wird aus dem Autor?*, unter <http://www.uni-hildesheim.de/PROJEKTE/netkult>.

zu dieser zu bringen.¹³ Weder Textbedeutung noch damit Intertextualität sind also dem Text inhärent. „Die Instanz zur Herstellung“ all jener „Bezüge“, die ihn intertextuell ins Meer der anderen Texte eintauchen lassen, ist „der Leser“.¹⁴ „Folglich ist der Text eine Produktivität“. „Er ist eine Textverarbeitung“, „eine Intertextualität“.¹⁵

Dabei ist der Begriff der Intertextualität zunächst selbst ein schillernder Begriff mit vielfachen Bezügen und bedarf daher einer Klärung. „Es ist allgemein bekannt, dass der Terminus Intertextualität“ schon seit den 80er Jahren zu einer Art Modebegriff in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen geworden ist, und dieses „Zauberwort“ (...) ist geradezu inflationär verbreitet: Nicht nur als Firmenname „Intertext“, sondern auch in zahlreichen wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Arbeiten, und dabei wird dieses Formativ keineswegs immer in derselben Bedeutung verwendet. Eben darin sehe ich die große Gefahr, dass keiner eigentlich mehr so recht weiß, was gemeint ist, wenn dieser Terminus genannt wird.“¹⁶ Gemeinsam ist allen Konzepten dazu ein „sukzessives Abrücken von einem eher unreflektierten Textbegriff, jenem mehr oder minder autonomen Text, der einem Autor verpflichtet ist und eine einmalige, abgeschlossene und unveränderliche Sinngröße in Kommunikationsakten darstellt.“¹⁷ Differenzen bestehen in den Ansichten darüber, was als textuelles Geflecht an deren Stelle zu setzen ist.

Prägend für das Konzept der Intertextualität waren vor allem die literaturwissenschaftlichen Arbeiten von Julia Kristeva.¹⁸ Für sie ist es der Leitbegriff für einen grundsätzlichen Wandel im Umgang mit literarischen Texten. Im Blickpunkt steht nicht mehr eine immanente Sinnsuche für das Werk, das von allen seinen Bezügen gelöst als ein geschlossenes zu betrachten wäre. An die Stelle tritt vielmehr „ein neues, eben dynamisches Verständnis von Textualität (oder der von ‚Intertextualität‘), das sich anlehnt an Prozessabläufe beim Kommunizieren mit ästhetisch geprägten Texten. Danach kommt dem Autor keineswegs die überragende Stellung in diesem Prozess zu - wie bisher als selbstverständlich vorausgesetzt; er sollte daher auch nicht mehr als Genie vergöttert werden, als

¹³Siehe hierzu vor allem *Wolfgang Iser*, *Der implizite Leser*, München 1972; sowie *ders.*, *Der Akt des Lesens*, München 1976. Des näheren auch *Ulrike Bergermann*, „Verkörpert“ Hypertext Theorien vom Schreiben? in: *ZMM news*. Zeitschrift des Zentrums für Medien und Medienkultur der Universität Hamburg, 1997/98, 24 ff.

¹⁴Vgl. *Ernest W. B. Hess-Lüttich*, *Text, Intertext, Hypertext*. Zur Texttheorie der Hypertextualität, in: *Jürgen Söring / Reto Sorg* (Hg.), *Androïden. Zur Poetologie der Automaten*. 6. Internationales Neuenburger Kolloquium 1994, Frankfurt/M. etc. 1997, S. 53 ff., 59.

¹⁵*Julia Kristeva*, Zu einer Semiologie der Paragramme, in: *Helga Gallas* (Hg.): *Strukturalismus als interpretatives Verfahren*, Darmstadt/Neuwied 1972, S. 163 ff., 170 f.

¹⁶*W. Heinemann*, Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, in: *J. Klein/ U. Fix* (Hrsg.), *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*, Tübingen 1997, S 21 ff., 21: „Beim Durchstöbern der Fachliteratur bin ich - und das ist sicher nicht vollständig - auf 48 Verwendungsweisen von Intertextualität gestoßen“.

¹⁷*W. Heinemann*, Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, in: *J. Klein/ U. Fix* (Hrsg.), *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*, Tübingen 1997, S 21 ff., 27.

¹⁸Siehe hier nur *J. Kristeva*, *La révolution du langage poétique*, Paris 1974.

kreativer und originärer Schöpfer eines literarischen Werks; im Grunde werde doch auch der Autor nur inspiriert von zahlreichen ‚Vortexten‘ (von Anregungen, die er aus anderen, bereits verarbeiteten Texten erhalten hat, aber auch von assoziativ aktiviertem Weltwissen). Letztlich bündelt und vertextet er nur diese ‚Vortexte‘. - Analoges lässt sich auch beim Leser beobachten: Auch er ist beeinflusst von ‚Vortexten‘ in diesem Sinne, die er dann beim Leseprozess mit dem vorliegenden Textinhalt in Beziehung setzt, indem er neuen Sinn konstituiert.

Damit tritt schon ein grundlegendes Merkmal von Intertextualität hervor. In seiner Bedeutung, seinem Sinn ist ein Text nicht mehr als der momentan durch die Lektüre festgeschriebene, semantische Schnittpunkt eine Fülle von Texten, die gewissermaßen in ihm als Brennpunkt kumulieren. Der Text versammelt so in sich ein „Konglomerat von Wissenssystemen und kulturellem Code“¹⁹, die sich entsprechend die Lektüre aufzunehmen und denen sie nachzuspüren hat, um ihn in seinem Sinn würdigen zu können. Text ist also lediglich eine Momentaufnahme im Fluss der jeweiligen Kultur. Dies gilt nicht nur für Literatur. Vielmehr ist dies ein Grundzug von Textualität überhaupt. Knoten, momentan geknüpft in das Gewebe der Produktion und Emergenz von Sinn. „The text is not an autonomous or unified object, but a set of relations with other texts.“²⁰ Die Frage ist dann allerdings, wie man, wenn so doch offenbar alles an Text fließt, man überhaupt noch zu einem Textverständnis kommen kann. Die Antwort liegt in der jeweils produktiven Leistung des Rezipienten, der sich insofern für seine Lektüre vom Text anleiten lässt, als er die mit ihm gelegten Spuren und Verweise aufnimmt und sich ihn so neu für sich knüpft. Der Text wird so gewissermaßen als eine kartographische Anregung aufgenommen, Fäden durch eine von ihm bezeichnete Region kultureller Sinnproduktion zu ziehen, Pfaden der Kompilation von Bedeutungen zu folgen und Wege von Wissen abzuschreiten. Möglich ist dies, weil aufgrund seiner Intertextualität der Text keineswegs zu einem Nichts zerstiht. Die Verweise, die sich ihm einlesen lassen, indem er sie in seinen Formulierungen suggeriert, führen als Anhaltspunkte wiederum zu Texten, die gewissermaßen als Haltepunkte gegen ein Ausufern und Zerstreuen der Bewegungen der Lektüre eingezogen werden können. „Texte sind natürlich das Ergebnis kognitiver Prozesse. In ihnen bündeln sich die selektierten ‚Vor-Texte‘ der Textproduzenten - zusammen mit anderen Wissens-elementen - im Sinne von Autor-Intentionen; und von Rezipienten werden konkrete Textangebote der Textproduzenten mit Hufe eben solcher ‚Vortexte‘ selektiv verarbeitet als Rekonstruktion von Sinn. Dennoch aber bleiben die Texte die wesentlichen Festpunkte in Interaktionsprozessen; als Signale von latentem Sinngehalt fungieren sie als entscheidende Orientierungshilfe sowohl für Textproduzenten als auch für deren Partner beim Textverstehen.“²¹ In diesem

¹⁹ *W. Heinemann*, Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, in: *J. Klein/ U. Fix* (Hrsg.), *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*, Tübingen 1997, S 21 ff., 23.

²⁰ *V. B Leitch*, *Deconstructive Criticism: an advanced introduction*, New York/ London 1983.

²¹ *W. Heinemann*, Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, in: *J. Klein/ U. Fix* (Hrsg.), *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche*

Sinne ist Intertextualität „als Relation zwischen Texten“²² zu verstehen und es fragt sich, worin diese im einzelnen bestehen.

Ausgangspunkt ist, dass mit der Abkehr von der Vorstellung vom Text als vorgegebene Sinngröße dieser nur noch als Teil kommunikativer Prozesse, als Vollzug von Sinn, kurz: in Performanz gesehen werden kann. „Daher kommt Texten in pragmatisch orientierten Kommunikationsmodellen grundsätzlich nur noch der Status von Variablen zu. Texte haben folglich keine Bedeutung an sich, keine Funktion an sich, sondern immer nur relativ zu bestimmten Interaktionskontexten.“²³ Text ist also immer das Ergebnis einer reproduktiven Schöpfung oder auch zugleich umgekehrt einer produktiven Replikation. Die Lektüre arbeitet sich, indem sie nur wieder für sich die Bezüge, denen sich Text verdankt, vollzieht. Dabei repliziert und rezitiert sie einesteils, da sie sich nicht frei im kulturellen Ensemble bewegt, sondern den Text dafür als Anregung ernst nimmt. Zugleich aber stellt sie so Text erst wieder her, der ohne dies buchstäblich keinen Sinn machte. Die Lektüre schreitet gewissermaßen die als Text bezeichneten „Interaktionskontexte“ ab. „Dem Inferieren und Konstruieren des Textrezipienten sind also durch den Text selbst -und andere soziale Verbindlichkeiten - Grenzen gesetzt. Daher kann die Textstruktur als eine Art Rahmen oder Spielraum begriffen werden, innerhalb dessen sich adäquates Textverstehen und Sinnkonstituieren vollziehen kann.“²⁴ Aber es ist sie, die das tut. Und es kann nicht etwa der Text einfach als fertiges Sinnbild dieser Kontexte aufgenommen werden.

Alle dies erinnert natürlich nicht von ungefähr an die Verhältnisse von Hypertext. Denn auch „Hypertext besteht nicht mehr aus einem einheitlichen sukzessive zu rezipierenden, eben linearen Text, sondern aus einem Konglomerat oder Komplex von Texten, zwischen denen sogenannte Referenzverknüpfungen (links) bestehen.“²⁵ So gesehen markiert der Übergang zu der Realisierung von Text in den elektronischen Oberflächen eben auch keinen Quantensprung. Vielmehr kehrt er, wie schon betont, nach außen, was im „Innern“ von text eigentlich immer schon rumorte. Das ändert indes nichts daran, „dass wir an der Schwelle zu einer neuen medialen Kulturstufe stehen, in der die Prinzipien und Verfahren einer medialen Erschließung von Wirklichkeit durch Konzepte von Hypertext und Intertextualität neu organisiert werden.“²⁶ Das Verhältnis ist also eines des medial

Beiträge zur Intertextualität, Tübingen 1997, S 21 ff., 31.

²² W. Heinemann, Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, in: J. Klein/ U. Fix (Hrsg.), Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen 1997, S 21 ff., 27.

²³ W. Heinemann, Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, in: J. Klein/ U. Fix (Hrsg.), Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen 1997, S 21 ff., 27.

²⁴ W. Heinemann, Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht, in: J. Klein/ U. Fix (Hrsg.), Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen 1997, S 21 ff., 30.

²⁵ S.V. Sager, Intertextualität und die Interaktivität von Hypertexten, in: J. Klein/ U. Fix (Hrsg.), Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen 1997, S 109 ff., 116.

²⁶ S.V. Sager, Intertextualität und die Interaktivität von Hypertexten, in: J. Klein/ U. Fix

bedingten Umbruchs in jener Intertextualität, die das kulturelle Prozessieren von Sinn überhaupt ausmacht. Dass es sich um einen überhaupt um einen Umbruch handelt, ergibt sich daraus, dass von dem Wandel die „menschlichen Verfahren zur Konstituierung von Umwelt und Wirklichkeit“ betroffen sind, die Kultur ausmachen.²⁷ Das besondere am Hypertext gegenüber den ihm vorangegangenen Kulturzuständen ist nun, dass mit ihm als computerrealisierten Medien (...) also ein kultureller Zustand erreicht wird, bei dem sowohl die Textspeicherung wie die Intertextualität zu anderen Texten der Kultur externalisiert werden, d.h. so wie der Barde alle wichtigen Texte seiner Kultur mental, die Bibliothek textual bereit gehalten hatte, so hält der Computer sämtliche relevanten Texte samt ihren möglichen Relationsstrukturen in seinem Speicher parat und kann die Intertextualität per Knopfdruck am Bildschirm konkret realisieren, indem er die verschiedenen verknüpften Texte gleichzeitig zur Verfügung stellt.“²⁸

Genau dies war auch die Vision des „Vater“ von „Hypertext“ und Schöpfers dieses Ausdrucks, Thomas Holms Nelson. Sein Ziel war nichts geringeres als „die Verwaltung des gesamten Weltwissens über ein riesiges, computerunterstütztes Begriffsnetz, das den Zugriff auf die entsprechenden informationellen Einheiten gestattet. Durch die Möglichkeit der simultanen und kollektiven Bearbeitung eines Dokuments soll der tendenzielle Gegensatz zwischen Autor und Leser aufgehoben werden.“ Nelson definiert daher Hypertext als „non-linear text“. „Nichtlinear“ heißt, dass Hypertext nicht eine sequentiell serielle Reihung seiner Elemente darstellt. Hypertext „besteht“ aus einer vorab nicht absehbaren Fülle von in sich weitestgehend autonomen Einheiten, die nur ein loses Gespinnst von Segmenten bilden. Damit ist Hypertext zugleich modular. „Modular“ heißt, dass Hypertext ein Netzwerk darstellt, dessen Knoten multimediale Gehalte darstellen, und dessen Kanten, „Fäden“ durch Verknüpfungen, Links realisiert sind.

Diese Verknüpfungen existieren nur aktuell im Moment des Erscheinens von Hypertext. Sie sind nicht zwingend, sondern können jederzeit aufgelöst und neu gezogen werden. Damit fallen die Knoten in eine neue Konstellation zusammen. In diesem Sinne „gibt“ es eigentlich auch nicht Hypertext. Es bietet sich vielmehr in jedem Moment lediglich eine Hypertextbasis dar. Anhand dieser muss Hypertext immer wieder erst durch die kompositorisch semantisierenden Aktivitäten seines Betrachters, durch „Transformieren“ und „Kommentieren“ zu einem flüchtig momentanen Ganzen „kompiliert“ werden. Die Knoten, die die einzelnen Gebilde durch Verknüpfungen zu einem Text verweben, müssen immer wieder neu geschnürt werden. Eine Strukturierung, gar eine Linearisierung verdankt sich nur dem Moment der Lektüre. Diese ist damit auch kein vorrangig

(Hrsg.), Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen 1997, S 109 ff., 109.

²⁷Vgl. S.V. Sager, Intertextualität und die Interaktivität von Hypertexten, in: J. Klein/U. Fix (Hrsg.), Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen 1997, S 109 ff., 110.

²⁸Vgl. S.V. Sager, Intertextualität und die Interaktivität von Hypertexten, in: J. Klein/U. Fix (Hrsg.), Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität, Tübingen 1997, S 109 ff., 121.

rezeptiver Vorgang mehr. Die Segmente sind nicht linear angeordnet wie die Perlen einer Kette oder die Kapitel eines Buches, sondern in der Form eines Netzes, das mehrere Wege von Punkt zu Punkt ermöglicht. Der Rezipient bewegt sich nicht allmählich und auf vorhersehbarem Wege durch eine Textfläche. Er „springt“ von Punkt zu Punkt, von Link zu Link und stellt sich so seinen eigenen Text zusammen. „Hypertext“ ist kein Gegenstand, sondern ein in jedem seiner Momente notwendig produktiver Vorgang.

Der Leser „macht“ sich buchstäblich im Augenblick seines Interesses daran „seinen“ Text und schlüpft damit zugleich in die Rolle von dessen Autor. Nichts ist der Lektüre vorbestimmt außer einem Material, auf das er zugreifen kann. Die Links, die Hypertext zum flüchtigen Gespinnst im Moment der ihn produzierenden Lektüre zu „verweben“ helfen, ergeben sich nicht aus ihm. Links müssen „gesetzt“ werden. Damit können zwar Pfade von Text vorgezeichnet werden. Ob, von wem und vor allem wie diese beschriftet werden, bleibt aber dahingestellt. Im dem Zuge, in dem der „Leser“ dadurch zum Produzenten seines Textes wird, schwindet auch der letzte Rest von „Autor“. Kein Link der dafür und dabei gesetzt ist, ist zwingend. Nichts kann dazu zwingen, einem Link zu folgen.

Dies erklärt sich aus der Eigenart des Links, die so zugleich das Prinzip von Hypertext ist. Dieser hat eine denkbar einfache Architektur. Hypertextsystem, eine „Hypertextbasis“, besteht technisch gesehen aus nichts anderem als „Knoten“ und „Links“. Beide lassen sich in einem Bezug aufeinander bestimmen, der in Hypertext dann wiederum als „Anker“ realisiert wird. „Knoten“ sind all diejenigen Objekte, bzw. Informationseinheiten, die für eine Verknüpfung angeboten werden und geeignet sind. Als solche sind sie weitestgehend autark. Die Eigenständigkeit der Knoten macht die Modularität von Hypertext und damit die Variabilität von Verknüpfungen aus. Aufgrund der Intermedialität von Hypertext im World Wide Web ist dabei nichts über die Ausgestaltung der Knoten vorher bestimmt als eben dies. Es kann dabei also von einer schlichten Graphik, einem Fleck auf der Oberfläche bis hin zu einem komplex umfangreichen Textdokument wie die Maastrichtverträge oder die Bibel alles mögliche Ziel von Verknüpfungen in Erscheinung sein. Sofern die Objekte einen Informationsmehrwert versprechenden Ausgangspunkt für Links darbieten sollen, bzw. deren Ziel, sollten sie allerdings ein Minimum an Kohäsion aufweisen. „Kohäsion“ heißt nichts anderes, als dass die einzelnen Elemente der Einheit unter sich Verbindungen aufweisen, die sie überhaupt als eine solche Einheit wahrnehm- und handhabbar machen. Das geschlossene Bild, das sie damit in sich darbieten, gewährt ihnen eben auch jene Autarkie, jene semantische Selbstgenügsamkeit, die ihren Einsatz für die ganz unterschiedlichsten Verknüpfungen mit anderen ermöglicht. Zum „Netzwerk“ wird das zunächst nur unabsehbare Konglomerat koexistenter Segmente durch die Verweise aufeinander, die ihnen beigegeben werden. Eben durch Links. „Links“ als Verweise setzen durch die einseitig von ihnen ausgehende und auf ein Ziel hin festgelegte Relation Informationseinheiten als Knoten in eine Beziehung, die allerdings erst durch den durch den Click ausgelösten Sprung realisiert wird. Zugleich „hält“ Hypertext nichts anderes „zusammen“ als allein der Augenblick dieses Sprungs.

Die Freiheit zum Text, die Hypertext damit schafft, hat allerdings ihren Preis.²⁹ Den der Beliebigkeit und damit auch jener Orientierungslosigkeit, die für das Internet als das Syndrom des „Lost in Hyberspace“ beschworen wird. „Was sich aus der Vogelperspektive als freies Bewegen in einem faszinierenden Netz darstellen mag, ist aus der Sicht eines konkreten Benutzers dieses Netzes die Aufgabe, sich in dem Netz, das er nicht unmittelbar überschaut (...), zurechtzufinden, zu orientieren.“³⁰ Nichts ist der Lektüre vorbestimmt außer einem Material, auf das sie zugreifen und dessen sie sich für einen Text befleißigen kann. All die Links, die Hypertext zum flüchtigen Gespinnst im Moment der ihn produzierenden Lektüre zu „verweben“ helfen, ergeben sich nicht aus ihm. Schon gar nicht sind sie von ihm vorbedeutet. Links müssen, wie man ganz richtig sagt, „gesetzt“ werden. Sicher, derjenige, der die diversen Textualitäten, pages, darbietet, vermag damit Pfade vorzuzeichnen. Ob, von wem und vor allem wie diese beschriftet werden, lässt aber auch der Link als bloße Wegmarke, als Potenzial dahingestellt. Wenn so aber nicht sicher einzuschätzen ist, wohin die Wege führen mögen, bewahrt nichts davor abzuirren.

Es steht, ins Optimistischere gewendet, aber auch nichts dem entgegen, sich seinen ganz eigenen Weg zu suchen. Aufgrund der rezeptionsabhängigen Variabilität der Bezüge³¹ ist in Hypertext immer „auch eine Informationsselektion möglich, die gar nicht zum Strukturkonzept des Autors bei der Informationsvermittlung gehört, sondern alleine vom Anwender angestoßen wird.“³² Und so mag man sich seinen ganz eigenen Sinn machen, indem man nach eigenem Belieben die Sprünge durch die Texteme wagt. Im dem Zuge, in dem der „Leser“ zum Produzenten seines Textes wird, schwindet auch der letzte Rest von „Autor“. Auch die „Die Autor-Funktion gleitet über zu der eines Kompilators, Transformators, Herausgebers, Kommentators.“³³ Er gerät zum bloßen Lieferanten, dessen Gut zum Spielball des Rezipienten wird, so wohlfeil er es auch in einer von ihm vorgesehenen Bedeutung darbieten mag. Hypertext ist bloßes Strukturierungsangebot. Er ist der Versuch, die holistische Struktur der Bedeutung, die der Text beschwören und besagen soll, außen anzuschreiben und auf eine Oberfläche zu streuen, auf der die Rezeption zur momentanen Erarbeitung jener Bedeutung treffen mag.

²⁹Vgl. auch *Ernest W. B. Hess-Lüttich*, Text, Intertext, Hypertext. Zur Texttheorie der Hypertextualität, in: *Jürgen Söring / Reto Sorg* (Hg.), *Androïden. Zur Poetologie der Automaten*. 6. Internationales Neuenburger Kolloquium 1994, Frankfurt/M. etc. 1997, S. 53 ff, S. 68.

³⁰Vgl. *Stefan Münz*, Orientierung, Navigation, Lost in Hyperspace, <http://www.ids-mannheim.de/grammis/ht/htxt206>.

³¹Zur „Variabilität auf der Ebene der Textorganisation“ auch *Roberto Simanowski*, "McDonald's of Education" oder: Technologie einer konstruktivistischen Weltsicht. Hypertext im Sprach- und Literaturunterricht, <http://www.dichtung-digital.de/2000/Simanowski/10-Jan/1HT.htm>.

³²<http://www.ids-mannheim.de/grammis/ht/htxt103>.

³³*Heiko Idensen*, Inter(-Text, -Aktion, -Net.) Kollaborative Text- und Theorieproduktion in digitalen Diskursen ... aber: wo bleibt und was wird aus dem Autor?, unter <http://www.uni-hildesheim.de/PROJEKTE/netkult>.

Seinen markantesten Ausdruck hat dies im Projekt des Wiki gefunden.³⁴ Mit ihm werden auch noch jene, im Interesse der Absicherung der Integrität von Webseiten künstlich eingezogenen Zugangssperren niedergerissen, die die Rezipienten aus deren Manipulation ausschließen sollen. Nach der Eigendefinition der Online-Enzyklopädie wikipedia, die der beständigen Bearbeitung der Besucher unterliegt, sind „Wikis, auch WikiWikis und WikiWebs, sind im World Wide Web verfügbare Seitensammlungen, die von den Benutzern nicht nur gelesen, sondern auch online geändert werden können. Sie sind damit offene Content Management Systeme. Der Name stammt von wiki, das hawaiianische Wort für "schnell". Wie bei Hypertexten üblich, sind die einzelnen Seiten und Artikel eines Wikis durch Querverweise (Links) miteinander verbunden. Die Seitenlassen sich jedoch sofort am Bildschirm ändern. Dazu gibt es in der Regel eine Bearbeitungsfunktion, die ein Eingabefenster öffnet, in dem der Text des Artikels bearbeitet werden kann. Um den Text lesbarer und gegliedert zu gestalten, gibt es meist Zeichenkombinationen, die dem eingeschlossenen Text eine Formatvorlage zuweisen.“³⁵ Das zur Zeit wohl spektakulärste Wiki-Projekt ist eben die „wikipedia“, die sich auf ihrer „Hauptseite“ so selbst annonciert. „Wikipedia ist eine mehrsprachige Enzyklopädie, deren Inhalte frei nutzbar sind und es für immer bleiben werden. Die deutschsprachige Ausgabe wurde im Mai 2001 gestartet und umfasst derzeit 108601 Artikel. Bei Wikipedia können alle ihr Wissen einbringen – die ersten Schritte sind ganz einfach! Auf unserem Projektportal gibt es weitere Hilfestellungen sowie Möglichkeiten zur Beteiligung.“ Dabei wird im Dienste einer möglichst problemlosen Zugänglichkeit Wert darauf gelegt, dass die Teilnahme an Wiki dem Besucher keinerlei besondere Programmierkünste abverlangt, wie es etwa bei herkömmlichen Programmen zur Erstellung dynamischer Webseiten in Gestalt der Beherrschung einer spezifischen Programmiersprache wie PHP der Fall ist. Für Wikis dagegen gelten lediglich schlichte, schnell erlernbare und online dafür eingängig dokumentierte Prinzipien. „In der Wikipedia wird beispielsweise aus der Eingabe ‚ein ‚kursives‘ Wort‘ ein kursives Wort. Die Gesamtheit dieser Tags wird als WikiSyntax bezeichnet, und unterscheidet sich je nach verwendeter Wiki-Software. Allen Dialekten ist jedoch zu eigen, dass sie sehr viel einfacher aufgebaut sind, als das ansonsten im World Wide Web verbreitete HTML. Diese Beschränkung auf das Wesentliche ermöglicht einer großen Gruppe von Menschen ‚insbesondere auch Computer-Laien, mit ganz wenig Lern- und Schreibaufwand an diesem System teilzuhaben.“³⁶ Darüber hinaus gibt es überhaupt kein Problem für den Besucher, selbst ein Wiki zu etablieren. Die entsprechenden Scripts stehen als Open-Source-Projekte vollkommen frei zur Verfügung und lassen sich wiederum auf denkbar einfachste Weise installieren und unterhalten. Unter den inzwischen „über 100 verschiedene

³⁴Siehe dazu die Artikelreihe *E. Möller*, Tanz der Gehirne, Teil 1 bis 4 unter: <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/14736/1.html>; <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/14736/2.html>; <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/14736/3.html>; <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/14736/4.html>

³⁵Siehe <http://de.wikipedia.org>.

³⁶<http://de.wikipedia.org/>

„Engines“ zum Betrieb eines Wikis³⁷ gibt inzwischen auch in den schon eher kommerziellen Bereich eines Online-Projektmanagements vordringende.³⁸ Und es findet sich auch ein JuraWiki, das sich anbietet als „Forum für alle Juristen, die sich zu ihrem Fachgebiet, der Rechtswissenschaft und allem, was dazugehört, austauschen wollen. Aber auch *juristische Laien* sind willkommen.“³⁹

Mit Wiki vollendet sich so weit in der vollkommenen Übereinstimmung von Idee und Erscheinung das Konzept Hypertext. Und ist so „der bisherige Höhepunkt der Wiki-Entwicklung - und vielleicht der Beginn einer neuen Internet-Ära.“⁴⁰ Mit Wiki wird das in Hypertext angelegte Prinzip "jeder kann alles editieren" in die konkrete Praxis umgesetzt. „Unter jeder Seite befindet sich ein "EditText"-Link, der es erlaubt, den Text der Seite direkt im Browser zu bearbeiten.“ Die Möglichkeiten der Besucher beschränken sich dabei natürlich nicht auf das Posten von Content. „Um auch das Setzen von Verweisen auf andere Seiten zu ermöglichen, erfand Cunningham“, auf den Idee und Realisation von Wiki zurückgehen, „ein Schema namens ‚CamelCase‘ (wegen der Großbuchstaben, die wie Kamelbuckel hervorstehen). Zeichenfolgen, die einen Großbuchstaben am Anfang und innerhalb der Folge enthalten - z.B. "WikiWiki", "DesignPattern" - werden als Verweise auf andere Seiten mit diesem Namen interpretiert. Existiert die Seite noch nicht, kann sie durch Anklicken eines kleinen Fragezeichens neben dem Link angelegt werden. Da man eine Seite erst auf einer anderen Seite eintragen muss, um sie anzulegen, ist sichergestellt, dass neue Seiten mit bereits im Wiki vorhandenen vernetzt werden.“⁴¹ Mit Wiki wird also Wirklichkeit, was die Theorie in Hypertext vermutet hatte. Nicht nur wird mit ihm jegliche Illusion von Sinnzentren obsolet. Es macht eigentlich auch keinen Sinn mehr, eine Differenz von Autor und Leser auch nur noch zu vermuten.⁴² „Innerhalb von Minuten wird bei Wikipedia der gleiche Artikel editiert von einem Studenten aus Tokyo, einer Einzelhändlerin aus Köln, einem Gärtner aus Essex. Würde man die Aktivitäten sichtbar machen, so sähe Wikipedia selbst aus wie ein gigantisches neuronales Netz, in dem ständig die Synapsen unter Feuer stehen. (...) Die Entwicklung hin zu einer noch massiveren Gleichzeitigkeit, einer noch intensiveren Vernetzung unserer Kultur scheint unvermeidlich.“⁴³

³⁷Vgl. E, Möller, Tanz der Gehirne, Teil 1 unter: <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/14736/1.html>.

³⁸Dazu M. Sauer, Wikis auf dem Vormarsch. Vernetztes Projektmanagement via Wiki, in: Internet intern, 03 / 04, S. 31 ff. Zum System selbst <http://comawiki.martignier.net>.

³⁹Unter <http://www.jurawiki.de/>.

⁴⁰E, Möller, Tanz der Gehirne, Teil 1, unter: <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/14736/1.html>

⁴¹E, Möller, Tanz der Gehirne, Teil 1, unter: <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/14736/1.html>

⁴²So lädt das JuraWiki etwa ausdrücklich ein: „Sie können das JuraWiki benutzen wie eine normale Website, d.h. einfach lesen und klicken. Durch die WikiWikiWeb-Technologie können Sie aber auch **jede Seite** dieses Systems **selbst ändern**. Bitte lesen Sie dann aber zuerst HilfeFürAnfänger. Empfehlenswert sind auch einige Editier-Versuche im sog. WikiSandKasten. Bitte beachten Sie unsere Nutzungsbedingungen. Wenn Sie wollen, können Sie sich als BenutzerAnmelden.“

⁴³E, Möller, Tanz der Gehirne, Teil 4, unter: <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/14736/4.html>

In gewisser Weise zeigt sich Wiki so als Textualität, die endgültig zu sich gefunden, die sich vollkommen in sich eingefunden hat als reine Performance von Sinn. „Der Hypertext kann, allgemein gefasst, als ‚Text zweiter Stufe‘ bezeichnet werden, der das Resultat performativ-verknüpfenden Schreibens ist, das in einem bestimmten Rahmen vollzogen wurde.“⁴⁴ Was aber bleibt noch von einem solchen „Rahmen“, das heißt inwieweit bleibt Hypertext jeweils überhaupt noch Text, wenn die permanente Umschreibung, das ständige Flackern der Sprünge von Link zu Link und über diese das permanente Oszillieren über alle Regionen hinweg auch noch den Begriff der „Begrenzung“, jegliche Demarkation obsolet erscheinen lassen? „Die Frage nach der performativen Rahmung von Hypertexten steht vor dem offensichtlichen Paradox, dass die spezifische Verknüpfungsform von Hypertexten, der Hypertext-Link, sowohl für das kohärenzstiftende Zusammenführen als auch - zumindest im Rahmen des Internet - für die abschweifende Dynamik des Hypertextes verantwortlich ist.“⁴⁵ Das bedeutet, dass Hypertext sein Außen, seine Erkennbar- und Verfügbarkeit immer wieder nur aus seinem Inneren heraus und sich damit als Text jeweils in Erscheinung bringen kann. Zugleich aber kann Hypertext dann darin nicht gehalten werden. Das heißt, er ist umgekehrt allein darauf angewiesen in Erscheinung zu treten und ansonsten unfassbar. Besonders deutlich wird dies etwa auch bei dynamischen Webseiten. Diese basieren auf einer Skriptsteuerung, die die aktuell im Browser angezeigte Seite genau in dem Moment ihres Aufrufs erzeugt, indem sie die entsprechenden Inhalte aus einer, in der Regel mehr oder weniger permanent bearbeiteten Datenbank abrufen, und dem Browser zusammen mit allgemeinen Anweisungen zum Rendern der Bildschirmgestaltung übergibt. Verlässt der Besucher die Seite, so zerfällt diese zurück in ihre abstrakte Anweisungsstruktur. Mit Derrida kann die hier besonders virulente Dynamik von Hypertext als eine „nicht zu begrenzende, digressive Abschweifungs- und Aufpfropfbewegung ausgezeichnet, die ihrerseits durch das ‚wesentliche Abgleiten‘ der Schrift als iterativer Struktur bestimmt“ werden.⁴⁶ Demnach kann prinzipiell jedes Zeichen „mit jedem gegebenen Kontext brechen“ und „auf absolut nicht sättigbare Weise unendlich viele neue Kontexte zeugen“.⁴⁷ Genau das löst auch die Aktivierung des Links aus. Betrachtet man die Erscheinung auf der Browseroberfläche im Ganzen oder auch nur in relevanten Teilen als komplexes Zeichen, so gerät es mit dem Sprung in die Seite in einen, durch den Content nicht absehbaren Kontext. Zugleich aber wird auf diesem Weg der vom Besucher evozierte Text als eine Umgebung eine andere. Wesentlich ist, dass es keinen Bezugspunkt gibt,

⁴⁴Uwe Wirth Performative Rahmung, parergonale Indexikalität - Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität, in: *ders.*, Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 403 ff., 404.

⁴⁵Uwe Wirth Performative Rahmung, parergonale Indexikalität - Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität, in: *ders.*, Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 403 ff., 405.

⁴⁶Uwe Wirth Performative Rahmung, parergonale Indexikalität - Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität, in: *ders.*, Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 403 ff., 414. Siehe auch *J. Derrida*, Zeichen, Ereignis, Kontext, in: *ders.*, Limited Inc., Wien 1988, S. 15 ff., 26.

⁴⁷*J. Derrida*, Zeichen, Ereignis, Kontext, in: *ders.*, Limited Inc., Wien 1988, S. 15 ff., 26.

der als Drittes dies jeweils beziehbar macht und sich damit als eine Konstante von Text in die Bewegung des Prozessierens von Content einziehen ließe. „Das Fehlen des absoluten Verankerungszentrums führt zur Idee einer universalen Dezentrierung - welche zugleich die ‚abdriftende Dynamik‘ des Internet ausmacht, das als *hypertext incessant* unentwegt wächst.“⁴⁸

Dabei spricht nicht, wie Uwe Wirth meint, die Gebundenheit des Links an den Anker dagegen, mit Derrida darin eine Aufpfropfung zu sehen.⁴⁹ Die entsprechende Auszeichnung von Content als Auslöser ist zum einen eine rein technische Notwendigkeit, da in HTML kein Tag für sich operieren kann, sondern nur über einem Bestandteil von Content. Zum anderen bedeutet der Anker für den Besucher nicht eine fixierende Zentrierung. Er liefert, als wiederum technisch notwendiger Angriffspunkt für eine Mausektion im Raster der Bildschirmoberfläche, hier also für das Auslösen des Sprungs. Im übrigen ließen sich Links durchaus über Javascript setzen, ohne irgend an einen Anker gebunden zu sein. Sie können dann durch einen Eventhandler, das heißt gebunden an ein Ereignis der Webseite wie das Laden oder Schließen ausgelöst werden. Das zeigt, dass der Link nicht etwa in der Auszeichnung von Content als Anker „besteht“. Der Link ist im wahrsten Sinne des Wortes nur der Sprung. Und als das essentielle Moment von Hypertext teilt er so dessen ganze paradoxe Anlage eines abwesend Anwesenden. Anker sind also immer zur Gänze Bestandteil des Knotens, aus dem sie verweisen. Damit ist die vordergründig paradoxe Situation geschaffen, dass beide Relata des Links ineins als Ausgangspunkt der Relation gesetzt werden. „Für alle Verweise gilt, dass sie sowohl Ausgang als auch Zielpunkt haben müssen.“⁵⁰ Das liegt daran, dass der Anker gerichtet sein muss. Weder darf der Absprung fehlen. Die Ausrichtung auf das Ziel hinge in der Luft. Noch darf die Adressierung fehlen. Der Verweis führte so „ins Blaue“. So oder so bräche die durch den Anker gesetzte Vektorisierung von Text in Text in sich zusammen. Diese notwendige komplettierende Doppelbödigkeit des Ankers hat allerdings zur Folge, dass auch er nolens volens an der „Einigelung“ des Knotens Teil hat, an seiner „kohäsiven Geschlossenheit“⁵¹. Er trägt, mehr noch, entscheidend dazu bei, indem das von ihm angezeigte Außen des anderen Knotens immer nur ein Innen des einen sein kann. Dies bewirkt letztlich das profane Mirakel einer durch die unsägliche Primitivität der Architektur von Hypertext in jedem Moment unabsehbar möglichen Variabilität und Überkomplexität. Mit anderen Worten: In der elementaren Schlichtheit der Bauform liegt die ungeheure Virulenz von Hypertext. Der Link ist ein Ruf in den Text, von dem nie feststeht, „wer“ ihn

⁴⁸Uwe Wirth Performative Rahmung, parergonale Indexikalität - Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität, in: *ders.*, Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 403 ff., 415.

⁴⁹Uwe Wirth Performative Rahmung, parergonale Indexikalität - Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität, in: *ders.*, Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 403 ff., 415.

⁵⁰Vgl. *Oliver Huber*, Hypertext - eine linguistische Untersuchung, unter http://www.huberoliver.de/2_2.html, 2.2.2.1.

⁵¹Vgl. *Stefan Münz*, n:m-Relation, kohäsive Geschlossenheit, <http://www.ids-mannheim.de/grammis/ht/htxt209>

erhört, nicht einmal, dass er erhört wird. Die alltäglich leidvolle Erfahrung der Fehlermeldung „404 Page not found“ im Internet macht dies deutlich. Der Anker kann das Ziel nur als Adressierung setzen. Wer sich hinter der Adresse verbirgt, ist nicht ausgemacht. Dem Etikett kann jeder Zeit ein anderer Träger zugeordnet werden. Und wenn die Erwartung, die der Anker weckt erfüllt wird, dann ist dies eine Sache des Glücks und nicht des Geschicks. Denn kein Verweis kann von sich aus zwingend sein. Der Link ist so, genauer gefasst, jenes durch den Anker anwesend gemachte Abwesende⁵², auf das der Poststrukturalismus für jederlei Zeichen erkannt hat.⁵³ Es spricht also, wie dann auch Wirth letztendlich meint, nichts dagegen, die „digressive Bewegung der Aufpfropfung durchaus mit der Dynamik hypertextuellen Verknüpfens vergleichen - allerdings nur dann, wenn man den Umstand mit in Betracht zieht, dass sich diese Aufpfropfung einem explizit performativen Sprungbefehl verdankt.“⁵⁴

Von hier „erfüllt“ sich auch das Versprechen des Links, von Text zu Text zu kommen immer erst als der Moment des Sprungs, in dem der Absprung bereits verschwunden ist. Das macht jede Lektüre unabsehbar. Die so „unbegrenzten assoziativen Verknüpfungsmöglichkeiten eröffnen dabei den Raum für die digressive Abschweifung und für die enzyklopädische Zusammenführung, wobei die assoziative Indexikalität gewissermaßen an der Schnittstelle zwischen digressiver Abschweifungskultur und enzyklopädischer Zusammenführungspolitik liegt.“⁵⁵ Ein einhaltgebietendes Zentrum gibt es nicht. Hypertext ist reine Performance, die Aufführung von Sinn ohne Regisseur und Drehbuch. Hypertext ist noch nicht einmalgebunden an das elektronische Medium, wengleich dies ihm die hervorragendste Möglichkeit gibt, zu sich zu kommen. „Das Besondere des Hypertextes liegt weniger in seiner elektronischen Materialisierung als in seinem Verknüpfungsverfahren.“⁵⁶ Von daher stellt sich dann auch gar nicht erst die Frage, ob es sich bei Recht um Hypertext handelt. Das Gesetz“buch“ treibt, apostrophiert als ein solches, einen gewissen Etikettenschwindel. Es ist es eher eine Kollektion stark modularisierter Segmente, Paragraphensammlung. In den Normtexten „sind die einzelnen Gliederungsteile bis auf die Satzebene herunter immer für sich allein verständlich, da keine Kohäsion zu benachbarten Abschnitten

⁵²Karin Wenz, Formen der Mündlichkeit und Schriftlichkeit in digitalen Medien, unter *Linguistik online 1, 1/98*, spricht generell davon, dass die „Leerstelle traditioneller Texte durch Sichtbarmachen intertextueller Bezüge im Hypertext trivialisiert wird.“

⁵³Generell zu der Parallele *George P. Landow*, Hypertext and Critical Theory, in: *ders.* Hypertext . The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology, Baltimore/London 1992, S. 1 ff.; sowie *ders.*, What is a Critic to Do? Critical Theory in the Age of Hypertext, in: *ders.* (Hg.): *Hyper/ Text/Theory*, Baltimore 1994, S. 1 ff.

⁵⁴Uwe Wirth Performative Rahmung, parergonale Indexikalität - Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität, in: *ders.*, Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 403 ff., 416.

⁵⁵Uwe Wirth Performative Rahmung, parergonale Indexikalität - Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität, in: *ders.*, Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 403 ff., 418.

⁵⁶*Roberto Simanowski*, "McDonald's of Education" oder: Technologie einer konstruktivistischen Weltansicht. Hypertext im Sprach- und Literaturunterricht, unter <http://www.dichtung-digital.de/2000/Simanowski/10-Jan/1HT.htm>.

besteht.“⁵⁷ Ihre Produktion unterliegt permanenten Verschiebungen, Novellierungen, Ergänzungen und Tilgungen, ohne dass dem Gesetz als einem solchen etwas Einschneidendes geschieht. Das erfährt bereits der Jurastudent leidvoll jedes Mal, wenn die neue Lieferung zur Ergänzung seines „Schönfelder“ eingetroffen ist und er sich der Mühe einer reorganisierenden Kompilation unterziehen muss. Gesetzbücher, Verordnungen und Richtlinien sind also letztlich Ansammlungen von durch Paragraphen-, sowie Abschnittsbezeichnung und Betitelung etikettierte Knoten, auf die fallweise entsprechende intratextuelle Anker weisen. Er ist einerseits gehalten, seinen Text aus der Textmasse, mit der als Recht er konfrontiert ist, seinen Text im konkreten Einzelfall zu „finden“. Die Nennung von Normtexten anhand ihrer Ortskürzel und Kennziffer in Kommentaren, Schriftsätzen, Entscheidungen und Abhandlungen löst geradezu einen Reflex des Nachschlagens aus, sofern man das Textem nicht ohnehin bereits abrufbereit im Kopf hat. Doch das ist erst der Anfang. Die Oberfläche des rechtlichen Textwerks ist durchzogen von einem Geflecht Querverweisen und Bezügen, wie etwa „Fundstellen von Rechtssätzen“, „Zitierungsketten über Aktenzeichen“, „Fundstellen in der Literatur“, „bibliographische Angaben von Einzelnormen“. Und „unabhängig von den spezifischen Verweisarten treten folgende Möglichkeiten von Querverweisen innerhalb und zwischen den Gruppen juristischer Informationsquellen auf, nämlich Verweise von Normen auf Normen; von Urteilen auf Urteile, Normen und Literatur; von Literatur auf Literatur, Normen und Urteile“, wobei man „bei Normen und Urteilen (...) von intra- bzw. interhypertextuellen Verknüpfungen sprechen (...), bei Verweisen auf die Literatur dagegen von extrahypertextuellen Verweisen“.⁵⁸ Wenn man also „als die wesentlichen Bestandteile von Hypertext“ „die Modularisierung in Knoten und deren Vernetzung mit Hilfe von Kanten festgestellt“, dann ist Recht zweifellos Hypertext par excellence.⁵⁹

In diesen muss der Jurist für die Kompilierung zu jenem Text eintauchen, der ihm als Entscheidung eines Rechtsfalls oder auch nur als eine qualifizierte Rechtsmeinung dazu abverlangt wird. Dabei gerät sich aufgrund der besonderen Anforderungen, denen die Rechtsarbeit unterliegt, das aus der Freiheit des in Hypertext entfesselten Textes geborene Orientierungsproblem zu einem der gefesselten Produktion eines solchen. Aufgrund der Bindungen und Verpflichtungen, denen der Jurist unterworfen ist, ist er für sein Prozessieren von Text in der Umgebung von Hypertext zwangsläufig „Leser“ und „Autor“ zugleich. Er ist einerseits gehalten, seinen Text aus der Textmasse, mit der als Recht er konfrontiert ist, seinen Text im konkreten Einzelfall zu „finden“. Zugleich kann er aber

⁵⁷ Frank Krüger, Nicht-lineares Information Retrieval in der juristischen Informationssuche, Abschn. 511a Modularisierung, <http://www.jura.uni-sb.de/dissertationen/krueger/diss-511a.html>.

⁵⁸ Was Krüger hier schon für das System „Juris“ beschreibt, kann getrost auf Rechtstexte im Ganzen übertragen werden. Siehe Frank Krüger, Nicht-lineares Information Retrieval in der juristischen Informationssuche, <http://www.jura.uni-sb.de/dissertationen/krueger/diss.html>, im Print Marburg 1997, hier <http://www.jura.uni-sb.de/dissertationen/krueger/diss-511a.html>; <http://www.jura.uni-sb.de/dissertationen/krueger/diss-511b.html>.

⁵⁹ Dazu hier nur Frank Krüger, Hypertext fuer Juristen -Grundlagen und Probleme-, <http://www.fask.uni-mainz.de/user/krueger/publ/jurht-einf.html>.

nicht „zu diesem“ finden, ohne ihn durch die Auswahl der Knoten, den Zugriff, den er im besonderen auf diese setzt und durch deren Verknüpfung gemäß den Anforderungen des Falls, der Frage nach Recht, die sich ihm im besonderen stellt, zu „erfinden“. Auf den Punkt gebracht hat er genau jenen Text zu erstellen, auf den seine Entscheidung von Recht, bzw. Rechtsmeinung beruhen soll. Er ist also in der vorderhand dilemmatischen Situation, für sich erst das schaffen zu müssen, dem er für seine Anordnung und Strukturierung von Text zu folgen hat.⁶⁰ Der Jurist ist für sein Navigieren im Hypertext Recht Steuermann und Kartograph zugleich, indem er Texteme aufhäuft und ihnen eine Ordnung einzieht. Damit er dem Kurs vom Normtext zum Fall folgen kann, muss er ihn selbst erst abstecken, indem er ihm in seinen Verweisen die Marken und Zeichen setzt. Aufgrund der Gesetzesbindung hat er für seinen Text von Recht auf der einen Seite die entsprechende Knoten aufzusuchen. So weit mag er zwar Rezipient sein. Allein durch die Frage aber, welches die für eine Entscheidung des Falls einschlägigen sind, wird er zugleich Produzent. Die Antwort auf diese Frage, die sich im Text der Entscheidungsnorm jeweils niederschlagen soll, verlangt von ihm, jene Knoten sie in eine für den Fall bestimmte Konstellation zu bringen. Er hat für seine Navigation also vom Fall her ein System von Verweisen zu entwickeln, sie in einer den Fall betreffenden Weise zu verweben. Bei dieser Arbeit ist er aber auch schon wieder Rezipient. Denn die Verpflichtung darauf, dem Fall auch gerecht zu werden so, wie sie sich etwa im Recht auf rechtliches Gehör wiederum bindend niederschlägt, zwingt den Juristen, sich auf die Fülle von Text einzulassen, mit der ihn die Beteiligten am Verfahren konfrontieren. Auf all die Vorträge, Einlassungen und Schriftsätze, die vorgebracht werden und die ihrerseits die Vernetzung zum Text der Rechtsfrage beanspruchen.

⁶⁰Vgl. allgemein *Ralph Christensen / Michael Sokolowski*, Theorie und Praxis aus der Sicht der Strukturierenden Rechtslehre, ersch. in *Rechtstheorie* 2002.